

Jeff Lindsay

# **Dexter**

**Thriller**

Aus dem Amerikanischen von  
Frauke Czwikla

Knaur Taschenbuch Verlag

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel  
»Dexter Is Delicious« bei Doubleday, New York.

Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.knaur.de](http://www.knaur.de)



Deutsche Erstausgabe Februar 2013  
Knaur Taschenbuch  
© 2010 Jeff Lindsay  
Für die deutschsprachige Ausgabe:  
© 2013 Knaur Taschenbuch  
Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt  
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München  
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit  
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.  
Redaktion: Regine Weisbrod  
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München  
Umschlagabbildung: FinePic®, München  
Satz: Adobe InDesign im Verlag  
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-426-51063-6

2 4 5 3 1

*Für Hilary, wie immer*



# I

**D**ieser Teil des Krankenhauses ist fremdes Terrain für mich. Keine Schlachtfeldatmosphäre, keine Chirurgen in blutbespritzter OP-Kleidung, die Witze über fehlende Gliedmaßen reißen, keine Verwaltungsangestellten mit Klemmbrett und stählernem Blick, keine Rudel alter Säuer in Rollstühlen und vor allen Dingen keine Herden großäugiger Schafe, die sich ängstlich aneinanderdrängen und auf das warten, was hinter den Doppeltüren aus Stahl passiert. Nirgends der durchdringende Gestank von Blut, Desinfektionsmitteln und Grauen; die Gerüche hier sind freundlicher, anheimelnder. Selbst die Farben sind anders: weicher, pastelliger, nicht trist und schlachtschiffähnlich wie an anderen Wänden des Gebäudes. Tatsächlich findet sich nichts – weder ein Anblick noch ein Geräusch oder ein furchtbarer Geruch –, was ich mit Krankenhäusern assoziiere, absolut nichts. Hier gibt es nur die Ansammlung verträumt blickender Männer vor der großen Scheibe, und zu meiner unendlichen Überraschung bin ich einer von ihnen.

Wir drücken uns an das Glas und machen jedem Neuankömmling fröhlich Platz. Weiß, schwarz, braun; Latino, Afroamerikaner, Asiat, Kreole – vollkommen gleichgültig. Wir sind Brüder. Niemand feixt oder verzieht das

Gesicht; niemand scheint sich an einem gelegentlichen Stoß in die Rippen zu stören; und, Wunder über Wunder, niemand scheint gewalttätige Gedanken gegenüber seinem Nebenmann zu hegen. Nicht einmal ich. Stattdessen drängeln wir uns vor der Scheibe und bestaunen die wunderbare Alltäglichkeit auf der anderen Seite.

Sind es menschliche Wesen? Ist das wirklich das Miami, in dem ich seit jeher lebe? Oder hat ein befremdliches physikalisches Experiment in einem unterirdischen Labor uns alle nach Bizarro World versetzt, wo jedermann allzeit freundlich, tolerant und glücklich ist?

Wo ist die muntere, mörderische Meute von gestern? Wo sind die schwerbewaffneten, betrunkenen, halb verrückten, allzeit mordlustigen Freunde meiner Jugend? Ist all das vergangen, verschwunden, fortgespült vom Licht dieses fernen Fensters?

Welcher phantastische Anblick hinter der Scheibe hat einen Flur voll normaler, bösartiger, Kiefern zertrümmernder, Hälse brechender Männer in eine Ansammlung sanfter, sabbernder Narren verwandelt?

Ungläubig schaue ich noch einmal hin, und da sind sie. Da sind sie noch immer. Vier ordentliche Reihen rosa und brauner winziger, zappelnder Geschöpfe, so klein und unfertig und nutzlos – und doch haben sie diese Gruppe gesunder, blutrünstiger menschlicher Wesen in eine halb geschmolzene Masse trippelnder Hilflosigkeit verwandelt. Und nicht genug dieser magischen Meisterleistung, noch absurder, dramatischer und unfassbarer hat eines dieser winzigen rosa Bündel unseren düsteren Dilettanten Dexter, die tödliche Drohung, in ein ruhiges, nachdenkliches Ding mit Spucke am Kinn verwandelt. Dort liegt

dieses Wesen, winkt mit den Zehen in Richtung der Deckenbeleuchtung und ist sich des Wunders, das es bewirkt hat, vollkommen unbewusst – unbewusst selbst der winkenden Zehen, denn es ist der absolute Avatar des Unbewussten –, und doch, schaut, was es vollbracht hat in seiner ganzen nicht denkenden, unwissenden Zappeligkeit. Schaut hin auf dieses kleine, feuchte, säuerlich riechende Wunder, das alles verändert hat.

*Lily Anne.*

Drei kurze, äußerst alltägliche Silben. Laute ohne wirkliche Bedeutung – doch aneinandergereiht und dem winzigen Bündel Fleisch verliehen, das sich dort auf seinem Podest windet und den mächtigsten aller Zaubertricks vollbracht hat: Dexter, den seit Dekaden Toten in jemanden mit einem Herzen zu verwandeln, das schlägt und echtes Leben pumpt, in etwas, das beinahe fühlt, das einem menschlichen Wesen zum Verwechseln ähnelt ...

Da: Es winkt mit seiner winzigen, mächtigen Hand, und das Neue in Dexter winkt zurück. Etwas wälzt sich herum und steigt in der Brusthöhle auf, prallt von den Rippen ab und greift die Gesichtsmuskeln an, die sich zu einem spontanen, ungeübten Lächeln verziehen. Himmel, war das wirklich ein Gefühl? Bin ich so tief gesunken, so rasch?

Ja, offensichtlich. Es tut es wieder.

*Lily Anne.*

»Ihr Erstes?«, fragt eine Stimme neben mir, und ich sehe nach links – nur kurz, um nichts von dem Schauspiel hinter der Scheibe zu verpassen. Dort steht ein untersetzter Latino in Jeans und Arbeitshemd, auf dessen Brusttasche der Name MANNY gestickt ist.

»Ja«, erwidere ich, und er nickt.

»Ich habe drei«, sagt er und lächelt. »Ich kann davon nicht genug kriegen.«

»Nein«, stimme ich ihm zu, während ich Lily Anne betrachte. »Wie könnte man auch?« Jetzt bewegt sie die andere Hand – und nun beide gleichzeitig! Was für ein bemerkenswertes Kind.

»Zwei Jungs«, sagt er kopfschüttelnd. »Und jetzt endlich ein Mädchen.« Und ich erkenne an seinem Tonfall, dass dieser Gedanke ihn zum Lächeln bringt. Ich werfe ihm noch einen verstohlenen Blick zu; richtig, das Gesicht ist zu einem Ausdruck glücklichen Stolzes verzogen, der fast so blödsinnig wirkt wie meiner.

»Jungs können so dumm sein«, sagt er. »Diesmal wollte ich unbedingt ein Mädchen, und ...« Sein Lächeln wird noch breiter, und wir stehen mehrere Minuten in kameradschaftlichem Schweigen nebeneinander, während wir unsere intelligenten, schönen Töchter hinter der Scheibe bewundern.

*Lily Anne.*

Lily Anne Morgan. Dexters DNA, die lebt und durch die Zeit in die nächste Generation zieht und immer weiter, in die ferne Zukunft, zu einem Tag jenseits aller Vorstellung – und dabei die Essenz meines Seins in sich trägt und sie weiterreicht, den Uhrzeigern des Todes entrissen ins Morgen sprintet, umhüllt von Dexters Chromosomen – und dabei sehr gut aussieht. Zumindest findet das ihr unzurechnungsfähiger Vater.

Alles ist anders. Eine Welt, in der Lily Anne Morgan lebt, ist vollkommen neu: schöner, sauberer, mit ordentlichen Ecken und leuchtenderen Farben. Alles schmeckt besser,



selbst das Snickers und der Automatenkaffee, was alles ist, was ich in den letzten vierundzwanzig Stunden zu mir genommen habe. Der Geschmack des Schokoriegels war wesentlich subtiler als in meiner Erinnerung, und der Kaffee schmeckte nach Hoffnung. Poesie flutet mein eisiges Hirn und tröpfelt in meine Fingerspitzen, weil alles neu ist und wunderbar. Unter dem Aroma des Kaffees schmecke ich das Aroma des Lebens selbst. Nun ist es etwas, das man hegen muss, schützen, sich daran erfreuen. Plötzlich streift mich ein Gedanke, der von jenseits des Bizarren zu mir dringt, dass das Leben vielleicht nicht länger bedeutet, sich in den schrecklichen, düsteren Freuden zu ergehen, die mich bis zu diesem apokalyptischen Moment ausgemacht haben. Möglicherweise würde Dexters Welt jetzt untergehen und eine neue Welt rosaroten Entzückens aus der Asche emporsteigen. Das alte und schreckliche Verlangen, die Schafe zu schlachten und die Knochen zu verstreuen, wie ein Drescher durch die sündige Nacht zu ziehen, das Mondlicht mit den sauberen Überresten von Dexters dunklem Begehren zu füttern ... Vielleicht ist es an der Zeit, all dies aufzugeben, Zeit, es auslaufen zu lassen, bis alles fort ist, vollkommen verschwunden.

Lily Anne ist da, und ich möchte anders sein.

Ich will besser sein, als ich gewesen bin.

Ich will sie halten. Ich will sie auf meinen Schoß setzen und ihr Winnie Puuh und Dr. Seuss vorlesen. Ich will ihr die Haare bürsten und ihr alles Wichtige über Zahnpasta erzählen und ihr Pflaster aufs Knie kleben. Ich will sie im Abendrot in einem Zimmer voller Welpen in den Arm nehmen, während die Band »Happy Birthday« spielt, will

zusehen, wie sie zu einer wunderbaren, schönen, Krebs heilenden, Symphonien komponierenden Erwachsenen wird. Um das zu tun, kann ich nicht bleiben, was ich immer gewesen bin – aber das macht nichts, denn mir ist etwas Wichtiges bewusst geworden.

Ich will nicht länger Dexter, der Dunkle, sein.

Der Gedanke ist kein Schock, sondern vielmehr ein Abschluss.

Ich habe mein Leben in eine bestimmte Richtung gelebt, und nun bin ich angekommen. Ich muss diese Dinge nicht mehr tun. Ich bedaure nichts, aber sie sind nicht länger notwendig. Jetzt gibt es Lily Anne, und sie ist wertvoller als alle nächtlichen Tänze. Es ist an der Zeit, voranzuschreiten, sich zu entwickeln! Zeit, den alten Teufel Dexter hinter sich im Staub zurückzulassen. Jener Teil von mir ist vollendet, und jetzt ...

Jetzt dringt ein leises Schrillen durch den Chor von Dexters Glückseligkeit. Etwas stimmt nicht. Irgendwo in der Nähe flammt ein kurzer Blitz des alten, bösen Lebens durch den rosigen Schimmer, und das blecherne Klirren von Waagschalen kratzt an der neuen Melodie.

*Jemand beobachtet mich.*

Der Gedanke ist ein seidiges Flüstern, fast ein Kichern. Der Dunkle Passagier amüsiert sich wie stets, sowohl über den Zeitpunkt als auch über die Empfindung – aber die Warnung ist berechtigt, und ich drehe mich äußerst lässig und beiläufig um, das jetzt falsche Lächeln auf altbekannte Weise ins Gesicht geklebt, und suche den Flur hinter mir ab: als Erstes links bei den Automaten. Ein alter Mann, dessen Hemd in seine viel zu weit hochgezogene Hose gestopft ist, lehnt mit geschlossenen Augen am

Getränkeautomaten. Eine Schwester läuft an ihm vorbei, ohne ihn zu beachten.

Ich sehe nach rechts, dorthin, wo der Flur in einem T endet, ein Gang führt zu einer Reihe von Räumen, der andere zu den Aufzügen. Und dort ist es, so deutlich wie das Echo auf einem Radarschirm – oder was von dem Echo übrig bleibt, denn jemand biegt um die Ecke zu den Aufzügen. Ich sehe ihn nur noch von hinten, während er davonhuscht. Braune Hose, grünkariertes Hemd und die Sohle eines Turnschuhs, dann ist er fort und lässt keinerlei Erklärung zurück, warum er mich beobachtet hat, aber ich weiß, dass er es getan hat, und das in mir aufsteigende breite Feixen des Passagiers bestätigt mich, als wollte er sagen: *Ach, tatsächlich, was wollten wir noch mal hinter uns lassen?*

Ich kann mir beim besten Willen nicht vorstellen, wieso jemand an meinem bescheidenen Ich interessiert sein sollte. Mein Gewissen ist so sauber und rein, wie es nur sein kann – was selbstverständlich bedeutet, dass ich immer ordentlich hinter mir aufgeräumt habe. Abgesehen davon ist mein Gewissen etwa so real wie ein Einhorn.

Aber jemand hat mich beobachtet, und das ist mehr als ein wenig beunruhigend, denn ich kann mir keinen harmlosen Grund vorstellen, warum jemand den trüben Dexter beobachten sollte, und zudem muss ich nun bedenken, dass jede Bedrohung Dexters auch eine Bedrohung Lily Annes ist – und das darf ich auf keinen Fall zulassen.

Der Passagier findet das natürlich höchst vergnüglich: Noch vor wenigen Augenblicken schnupperte ich an den leuchtenden Knospen des Frühlings und schwor den fleischlichen Freuden ab, und jetzt stehe ich erneut auf

Zehenspitzen, bereit, zuzuschlagen – aber das ist etwas anderes. Es geht keineswegs um einen der Entspannung dienenden Mord. Es geht darum, Lily Anne zu beschützen, und schon nach diesen ersten Momenten des Lebens würde ich ohne Zögern jedem die Eingeweide herausreißen, der ihr zu nahe kommt. Mit diesem tröstlichen Gedanken schlendere ich zur Ecke und werfe einen Blick auf die Fahrstühle.

Dort ist niemand. Der Flur ist leer.

Mir bleiben nur wenige Sekunden des Starrens, kaum ausreichend, um mich mit offenem Mund an meinem Schweigen zu erfreuen, als das Handy an meiner Hüfte zu vibrieren beginnt. Ich ziehe es aus dem Halfter und werfe einen Blick auf die Nummer; es ist Sergeant Deborah, mein eigen adoptiertes Fleisch und Blut, meine Polizistenschwester, die zweifellos anruft, um Lilys Ankunft gurrend zu begrüßen und mir ihre schwesterlichen Glückwünsche auszusprechen. Deshalb melde ich mich.

»Hi«, sage ich.

»Dexter«, sagt sie. »Uns fliegt die Scheiße um die Ohren, und ich brauche dich. Komm sofort her.«

»Ich bin momentan nicht im Dienst«, erinnere ich sie. »Ich habe Vaterschaftsurlaub.« Aber ehe ich ihr versichern kann, dass Lily wohlauf und schön ist und Rita am Ende des Flurs in tiefem Schlaf liegt, nennt sie mir eine Adresse und legt auf.

Ich gehe zurück und verabschiede mich von Lily Anne. Sie winkt mit den Zehen, sehr lieb, wie ich finde, aber sie sagt kein Wort.